

# Ärzte zeigen sich zu Konzessionen bereit

**Tarmed** In den Tarifverhandlungen feiern Versicherer und Ärzte einen kleinen Durchbruch: Sie haben sich auf ein neues Grundgerüst geeinigt. Uneinigkeit herrscht aber noch bei der Limitierung der Patientenzzeit.

Anna Wanner

Viel gute Hoffnung und einen Haufen Optimismus versprühten gestern Ärzte und Versicherer: Eine Revision des veralteten Ärzttarifs Tarmed rücke näher. Beide Seiten haben einen Schritt aufeinander zugemacht und so eine neue Leistungsstruktur geschaffen. Sie soll den veralteten ambulanten Ärzttarif ablösen. Die Beteiligten sprechen wahlweise von «Geburtstag» und einem «wichtigen Meilenstein».

Der Druck auf eine erfolgreiche Revision steigt. Der aktuelle Tarif wurde auf einer Daten-Grundlage aus den Neunzigerjahren berechnet. Technische Entwicklungen sind darin nicht abgebildet, was zu Über- und Unterfinanzierung führt. Umstritten ist seit je, wie der Tarif geändert werden soll: Versicherer wollen sparen, Ärzte wollen eine faire Abgeltung. Die Tarifpartner liegen seit fast 15 Jahren im Clinch. Jetzt soll sich ein wichtiger Knoten gelöst haben. Die Ärzte haben etwa darauf verzichtet, an den Dignitäten festzuhalten. Diese bestimmen heute, wie viel ein Arzt für ein und dieselbe Leistung verdient: je aufwendiger seine Ausbildung, desto höher sein

Lohn. Die geplante Revision würde also jene Differenzen bei den Ärztelöhnen angleichen, die zuletzt zu reden gaben.

## 2800 statt 4800 Tarifposten

Gleichzeitig haben die Versicherer und Ärzte entschieden, den Referenzlohn der Ärzte von 207'000 auf 229'000 Franken zu erhöhen, ihn also der Teuerung und der Lohnentwicklung anzupassen. Ärztepräsident Jürg Schlup betonte, dass es sich beim

Referenzlohn um eine Rechnungsgrösse handle und dass es verschiedene andere Grössen gebe, welche das Einkommen eines Arztes bestimmen. Laut dem Versicherungsverband Curafutura würde der neue Tarif vor allem Fehlanreize ausmerzen. Die Kosten wurden dem technischen und medizinischen Fortschritt angepasst, gleichzeitig wurden viele überflüssige Posten gestrichen. Anstatt 4800 Tarifpositionen gibt es noch 2800. Das Grundgerüst des Tarifs

steht, nicht aber die Regeln, wie damit umgegangen wird. Damit sind wir bei den offenen Streitpunkten angelangt: Curafutura will Regeln festlegen, wie Ärzte über den Tarif abrechnen sollen. Heute liege das im Interpretationsspielraum eines Arztes. Zudem wollen die Versicherer die Zeit, die ein Arzt für seinen Patienten aufwendet, limitieren. Dagegen wehren sich die Ärzte aber vehement. Präsident Jürg Schlup verweist auf die Entwicklung «ambulant vor stationär»,

die gerade den Grundversorgern viele neue Koordinationsaufgaben beschere. Durch Limitationen könnten diese nicht mehr abgegolten werden, sagt er. «Wir wehren uns gegen eine verdeckte Rationierung.» Curafutura-Direktor Pius Zängerle hält entgegen, dass es gewisse Regeln brauche. «Ziel ist es, den Patienten jene Versorgung zu ermöglichen, die sie benötigen.» Die Streitpunkte mögen als klein erscheinen, doch lässt sich aus heutiger Sicht nicht ausschliessen,

dass die Verhandlungen doch noch daran scheitern.

## Geduld der Politik hat Grenzen

Gleichzeitig wissen alle Beteiligten: Der Druck bleibt. Denn der Bundesrat und auch Politiker wollen nicht mehr weiter zuwarten. Eine Frist müssen die Tarifpartner zwar keine einhalten. Doch sei es eine Frage der Zeit, eine Frage, wie dick der Geduldsfaden des Bundesrats noch sei, bis er zum dritten Mal in den Tarif eingreife, so die einhellige Meinung. Die letzten beiden Eingriffe haben vor allem die Ärzte nur schwer verdaut. Sie kritisieren, dass die Grundlage dafür gefehlt habe. Beispielsweise sei beim Personal 10 Prozent gekürzt worden – dies, obwohl die Löhne nach Lohnentwicklung und Teuerung eigentlich steigen sollten.

Auch Curafutura ist indes kritisch: Zwar habe der Verband den Eingriff unterstützt, er sei aber längst nicht mit allen Massnahmen einverstanden. Letztlich stehen die Tarifpartner sinnbildlich für das freiheitliche System, das sie erhalten wollen: Falls sie sich nicht einigen können, muss es der Staat tun.

## Alle setzen auf Pauschalen

**Abgeltung** Seit sich die Versicherer in zwei Verbände aufgespalten haben, besteht eine Konkurrenz. In der Tarifarbeit, so scheint es zuweilen, arbeiten sie gar gegeneinander. Santéuisse hat sich früh aus den Verhandlungen verabschiedet, weil der Verband befürchtete, die Kosten würden mit einem neuen Tarif aus dem Ruder laufen. Santéuisse hat deshalb vor mehr als zwei Jahren damit begonnen, mit dem Ver-

band der Chirurgen (FMCH) eigene Tarife zu erarbeiten. Konkret verfolgen sie das Ziel, über Pauschalen abzurechnen. Das führe zu einer einfacheren Handhabung für alle und beziehe die Qualität gut ein, so Santéuisse.

Unterdessen unterstützt nicht nur der Bundesrat Pauschalen, auch Krankenkassen des Verbands Curafutura haben erste Pauschalen abgeschlossen. Allerdings kommen die Arbeiten

an den Pauschalen bei Santéuisse nur harzig voran. Derzeit bestehen nur gerade vier Pauschalen im Bereich der Augenheilkunde. Santéuisse gibt aber an, mit «zahlreichen» anderen Fachgesellschaften ebenfalls zu verhandeln.

Doch das hiess es bereits 2016. Damals sagte Direktorin Verena Nold, die Gespräche mit den Radiologen seien weit fortgeschritten. Auch mit Viszeral-

chirurgen und Orthopäden suche der Verband nach Lösungen, die auf 2018 in Aussicht gestellt wurden. Zur Anwendung kam bisher allerdings noch keine dieser Pauschalen. Bei den Kantonen gingen zwar Anträge ein. Es sei aber unklar, ob der Bundesrat oder tatsächlich die Kantone zuständig sind, um diese zuzulassen. Santéuisse gibt an, dass die Versicherer auf eine «zeitnahe Anwendung» hoffen. (wan)

## Toni vom Toggenburg

**Buch** Er war der jüngste Nationalrat und einer der erfolgreichsten Parteipräsidenten der Schweiz: Eine Biografie zeigt nun auf, wie der St. Galler SVP-Mann Toni Brunner zum Ausnahmepolitiker avancierte.

Die vielleicht spannendste Frage kommt ganz am Schluss des Buches: «Wie geht es mit Toni Brunner denn jetzt weiter?» Schicken die St. Galler Stimmbürger den SVP-Nationalrat im Herbst 2019 wieder nach Bern, kann er die Legislatur als Alterspräsident eröffnen – mit 45 Jahren. Offen ist, ob Brunner für den Ständerat kandidiert. Eine Bundesratskandidatur aber schliesst er aus. «Ich kann mir ein Leben ohne Politik ganz gut vorstellen», sagt Brunner. Seinem politischen Ziehvater Christoph Blocher hat er sogar beschieden: Ganz jeden Mist möchte er ihm dann doch nicht nachmachen.

Ob Brunner die Biografie über ihn, die in diesen Tagen erscheint, als eine Art Vermächtnis verstanden haben will, ist nicht bekannt. Geschrieben hat das Buch der Journalist Beni Gafner, langjähriger Bundeshausredaktor der «Basler Zeitung». «Geschichten und Anekdoten» aus Brunners Leben verspricht der Verlag, und dieser Ankündigung wird das Buch gerecht. Wobei vieles über den 44-jährigen schon bekannt ist, in den Glücksposten dieses Landes hat er manches über sich preisgegeben.

## Von der Landschaft geprägt

Gafners Brunner-Buch ist die Geschichte eines Mannes, der früh realisiert hat: Wer in der Politik etwas erreichen will, muss sich auch ungezwungen privat zeigen. Wo andere eine Überhöhung des Persönlichen zum Idyll befürchten, bedient Brunner die Sehnsucht nach Authentizität. Seine Bescheidenheit wirkt nicht

gekünstelt, nie anbiedernd und noch weniger abschreckend. Als Toni vom Toggenburg muss er sich nicht erst ins Bild rücken lassen. Er ist der Toni vom Toggenburg.

Wie ein roter Faden zieht sich die Heimaterzählung durch das Buch, das reichlich bebildert ist und zu dem unter anderem der Fernsehmann Hanspeter Trütschel und der Satiriker Andreas Thiel Gastbeiträge beigesteuert haben.

«Toni Brunner ist der Beweis, dass die Landschaft den Menschen prägt», schreibt Ex-Bundesrat Blocher in einem Vorwort und giesst damit das narrative Muster: die Herkunft als Kern. Seht her, könnte man Brunners Botschaft umschreiben, Pomp liegt mir fern. Er bevorzugt die Heimeligkeit seines Toggenburgs. Dort, auf seinem Hof Hundsrüden und in seiner Beiz, liegt ihm die Welt zu Füssen.

Brunner wächst oberhalb von Ebnet-Kappel auf, er ist das jüngste von fünf Geschwistern, sein Bruder Andi hat das Downsyndrom. Ihm steht er bis heute sehr nah. «Sie waren als Buben wie Zwillinge», sagt Mutter Brunner. Auch die Primarlehrerin erinnert sich an sein «ausgeprägtes soziales Bewusstsein».

Toni Brunners Passion ist die Politik. Als 17-jähriger gründet er die SVP St. Gallen mit, der Groove

der Parteizeitung habe ihm zugesagt. 1995 wird der Jungbauer, gerade mal 21 Jahre alt, jüngster Nationalrat. Selten zuvor ist jemand derart unvermittelt auf die grosse politische Bühne getreten. An seinem ersten Tag im Bundeshaus wird Brunner von einem Männerchor begleitet – im Fernsehen ist sein glucksendes Lachen zu hören. Wer im Buch auch befragt wird, jeder lobt seinen Humor. Brunner, die gmögige

Frohnatur: «Ich bin der Unterhaltungschef in der SVP-Fraktion», so sah er seine Rolle selbst. 2008 schliesslich wird der instinktsichere Ausnahmepolitiker, mit 33 Jahren bereits ein alter Hase, richtiger Chef. Als er das SVP-Präsidium 2015 abgibt, ist seine Partei die wählerstärkste der jüngeren Geschichte des Landes. Exakt auf Parteilinie, vertrat er den Kurs der aussenpolitischen Abschottung und der Skepsis gegenüber Eliten; ja, er verkörpert ihn als bekennender Landbursche förmlich. Parteifreunde attestieren ihm einen «übermenschlichen Einsatz».

## Kritische Töne fehlen

Die Buchpassagen sind von Brunner autorisiert, ausserdem öffnete er seinem Biografen Gafner das Familienalbum und liess ihn nah an seine Liebsten. Als Geschichten «from the horse's mouth» bezeichnet man solche Biografien im angelsächsischen Raum. Das Genre birgt die Gefahr, dass der Betroffene zur Lichtgestalt verklärt wird.

Kritische Töne zu Brunner dürfen Leser nicht erwarten. Dass er sachpolitisch nie besonders aufgefallen ist, dass er sich selbst als Präsident der St. Galler SVP eher wenig für die Kantonalpolitik engagiert hat: Wer mehr darüber erfahren will, muss andere Quellen beiziehen.

Sven Allematt

## Hinweis

Beni Gafner: «Toni Brunner». Werd & Weber Verlag; 2018, 240 Seiten; 39 Franken.



Toni Brunner: Bauer und Politiker aus Leidenschaft.

Bild: Benjamin Manser (Malbun, 9. Juni 2018)